Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern

Band: 51 (1967)

Artikel: Niklaus Manuel als Staatsmann

Autor: Tardent, Jean-Paul

Kapitel: 7: Manuel zwischen valois und Habsburg und angesichts der Türkengefahr

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1070971

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VII. MANUEL ZWISCHEN VALOIS UND HABSBURG UND ANGESICHTS DER TÜRKENGEFAHR

Die Kündigung der französischen Allianz und das Verbot von Sold und Pensionen war eines der vordringlichsten Postulate der reformierten Partei. Kurz nach der Disputation setzte sie zum Angriff auf diesen Grundpfeiler der bernischen Aussenpolitik an. Sie stiess dabei aber auf grösseren Widerstand, als sie erwartet hatte. In ihren eigenen Reihen gab es Anwälte der alten Politik, und zwar gerade unter den führenden Köpfen. Es entspann sich nun ein heftiger Kampf, der sich über Monate hinzog.

Die Kämpfe verliefen in vier Phasen:

1. Peter Cyro, ein geschworener Feind der Pensionen, arbeitete einen Gesetzesentwurf aus, der aber vom Rat als zu scharf abgelehnt wurde.
2. Der Kleine Rat nahm sich der Sache an. Sein Entwurf sagt nichts von der Abschaffung der Pensionen und lässt den Soldvertrag bestehen. Er schlägt nur gewisse Modifikationen vor, welche dessen defensiven Charakter verstärken und die Beistandspflicht des Königs klarer fassen. Der Entwurf fand die Gnade der beiden Räte, wurde aber von den Ämtern verworfen. Das Landvolk verlangte den grundsätzlichen Verzicht auf Sold und Pensionen.
3. Die vier Venner entwarfen nun eine neue Ordnung, die sich stark an Cyros Plan hielt. Das Volk wollte auch von dieser Vorlage nichts wissen, diesmal weil sie zu scharf war.
4. Der Rat milderte dann das Projekt der Venner und setzte es von sich aus in Kraft. Er hatte nicht mehr den Mut, es dem Volk vorzulegen. Die Stadt beschwor die neue Pensionenordnung am Ostermontag 1529, das Landvolk im Februar und März 1530[1].

[1] De Quervain, Zustände, 158 ff.; Sulser, Der Stadtschreiber Peter Cyro, 54 ff.

Auch Manuel kämpfte für die Erhaltung des französischen Soldbündnisses[1]. Er setzte sich dadurch der scharfen Kritik beider Glaubensparteien aus. Cyro nannte ihn und seine Gesinnungsgenossen kurzerhand Kronenfresser und habgierige Männer[2]. Anshelm will hinter ihrer Haltung nur Habsucht sehen. Er stellt fest, es sei den Herren leichter gefallen, den Widerstand der Oberländer zu brechen, als Sold und Pensionen abzuschaffen. Plato habe recht, wenn er sage, der Tod sei leichter zu überwinden als die Gier, und in Widerwärtigkeiten sei mehr Mannhaftigkeit zu finden als in glücklichen Dingen[3]. Die Altgesinnten höhnten: «Hu! das Lutersch ewighelium ligt inen im seckel, si wend das pluotig, verräterisch gelt, wie's ire predicanten nemmen, nit lan, und darzu ouch das heilig kilchen- und klostergut han. Wir denkend, si werdid noch ee von irem nüwen und armen glowen, dan von den alten und richen pensionen stan»[4].

Zu einem solchen Glaubenswechsel der Franzosenfreunde kam es nun freilich nicht. Ihre Parteigenossen vermochten sie umzustimmen, so dass sie schliesslich den Widerstand aufgaben. Es scheint ihnen dies aber einige Mühe gekostet zu haben. Anshelm berichtet, Manuel und seine Freunde seien «kum und krachlich» von ihrer Haltung abgewichen. Sie hätten sich schliesslich, so meint er, ihres Eigennutzes doch geschämt, da sie in der evangelischen Sache zu stark engagiert gewesen seien. Dies und die christlichen Ermahnungen ihrer Glaubensgenossen hätten sie zur Umkehr bewogen. Anshelm sieht in diesem Parteiwechsel einen nicht alltäglichen Sieg des Menschen über die Begierde[5].

Man möchte über Manuels Verhalten während der Kämpfe mehr wissen. Allein, sein Wirken ist nirgends fassbar. Während der ersten und zweiten Phase nahm er an den entscheidenden Ratssitzungen überhaupt nicht teil. Er befand sich wie immer auf Gesandtschaftsreisen. Er wirkte bloss bei den Beschlüssen vom 11. Juni 1528 (zweite Phase) und vom 24. Februar 1529 (dritte Phase) mit[6]. Wie er sich in der Debatte geäussert hat, vernimmt man aus den Protokollen nicht, und von den Ratsentscheiden auf seine Haltung zu schliessen, ist nicht möglich. Dies könnte man nur bei kleinen Gremien tun. Es ist möglich, dass in der zweiten Phase

[1] ANSHELM *V*, 321. [2] ST Nr. 1726 (Seite 740).
[3] ANSHELM *V*, 321. [4] Ibid. [5] Ibid.
[6] ST Nrn. 1720, 1726 und 2170.

eine Ratskommission mit dem Entwurf der neuen Ordnung betraut wurde und dass er ihr angehört hat. Er weilte nämlich in den für diese Phase entscheidenden Tagen (vom 9. bis 11. Juni 1528) in Bern[1]. Die Quellen lassen uns hier aber völlig im Stich. Als die Venner im August 1528 das dritte Projekt ausarbeiteten, gehörte Manuel noch nicht zu ihnen.

Die Verfechter der französischen Allianz unterlagen in Bern. Bald mussten sie auf eidgenössischer Ebene dem Gegner die Stirne bieten. Die Zürcher schickten im Juni 1529 ihr Heer gegen Zug mit der Absicht, die Herrschaft der Pensionenherren in der Innerschweiz zu brechen, weil diese sich der freien Verkündigung des Evangeliums widersetzten. Als dann die neutralen Orte eingriffen und vermittelten, forderte Zwingli, dass die Eidgenossen das französische Bündnis kündigten, den ewigen Verzicht auf Miet und Gaben aussprachen und die Pensionenausteiler bestraften. Nur unter dieser Bedingung wollte er in einen Frieden einwilligen.

Manuel trat in Kappel dem Ansinnen der Zürcher entgegen und kämpfte verbissen für die Erhaltung des französischen Bündnisses. Es focht ihn nicht an, dass er dadurch bei Zwingli und seinen Anhängern den Argwohn verstärkte, er gehöre zu den Empfängern unerlaubter Pensionen. Diesmal gewann er die Schlacht, weil seine Herren aus Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht der Orte die gleiche Haltung einnahmen wie er[2].

Manuel kämpfte um die Erhaltung der französischen Allianz, obschon er sich damit schwer kompromittierte und obschon er wusste – er hatte dies in seiner Rede selbst gestanden –, dass die Macht der Pensionenherren eines der wichtigsten Hemmnisse für die Ausbreitung der Reformation bildete. Es handelte sich hier also um ein ganz zentrales Anliegen.

Als bekannt wurde, dass die fünf Orte mit König Ferdinand über den Abschluss eines Bündnisses verhandelten, schlug Manuel vor, dass man mit den Vertretern der unbeteiligten Orte die Situation erörtere und Mittel und Wege suche, die Verbündeten von ihrem Vorhaben abzubringen[3]. Er wich vom harten Kurs im Unterwaldner Handel ab und trat für die Annahme des Vermittlungsvorschlages ein, da die bernische Unnachgiebigkeit die innern Orte endgültig in die Arme Österreichs

[1] *RM 217, 295, 218, 2*; ST Nrn. 1717 und 1720.
[2] Vgl. oben Seite 262 ff. und 280 f. [3] Vgl. oben Seite 143 und 172.

treiben konnte[1]. Sein Verhalten in Kappel zeigt, dass die Auflösung des katholischen Sonderbündnisses sein wichtigstes Anliegen war. Die Weigerung der Katholiken, den Bundesbrief herauszugeben, löste bei ihm eine ungewöhnlich heftige Gefühlsreaktion aus. Er war entschlossen, den Gegner mit Waffengewalt zur Herausgabe des Pfauenbundes zu zwingen, wenn er nicht freiwillig darauf verzichtete[2].

Manuel lebte auch nach der Auflösung der Christlichen Vereinigung in ständiger Furcht vor Habsburgs Macht und einer neuen Annäherung der katholischen Orte an den alten Erbfeind. Diese Furcht bestimmte namentlich seine Haltung am Burgertag in Basel und an der Tagsatzung in Baden im März 1530[3].

Es kann kein Zweifel bestehen: Die Rücksicht auf die europäische Lage und die Sorge um das richtige Verhältnis der Eidgenossenschaft zu Habsburg und Frankreich bildeten – mindestens seit dem April 1529 – den beherrschenden Gesichtspunkt in Manuels politischen Entscheiden.

Zwingli zählte Manuel zu den Empfängern geheimer Pensionen und glaubte, seine Friedenspolitik auf den Einfluss des französischen Gesandten zurückführen zu müssen. Die französische Diplomatie war tatsächlich bestrebt, weitere Fortschritte der Reformation zu verhindern und den Frieden in der Eidgenossenschaft zu erhalten[4]. Man könnte nun versucht sein anzunehmen, die Furcht vor Habsburg und der Wille, den französischen Interessen zu dienen, seien allein für Manuels Friedenspolitik verantwortlich zu machen. Sein Verhalten in Erlach zeigt aber, dass die Sorge um die Erhaltung der Ordnung und des Friedens bei ihm durchaus ein selbständiges Motiv war. Obschon allfällige Unruhen in seiner Landvogtei keine Folgen für die Beziehungen zwischen den Eidgenossen und deren Stellung im europäischen Staatensystem gehabt hätten, war er ebenso ängstlich bemüht gewesen, den Landfrieden und die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten wie später an den eidgenössischen Tagsatzungen[5].

[1] Vgl. oben Seite 234 ff. und 237 f.
[2] Vgl. oben Seite 275 f. und 282.
[3] Vgl. oben Seite 294 ff. [4] Vgl. ANSHELM *VI*, 33.
[5] Vgl. oben Seite 104 ff.

Zwinglis Argwohn ist unbegründet. Bei Manuels allgemeiner Haltung ist es undenkbar, dass er sich über das Gesetz hinweggesetzt und verbotene Pensionen bezogen hätte. Und selbst wenn er das fremde Geld angenommen hätte, würde er es nur so lange getan haben, als die Bestrebungen der französischen Diplomatie sich mit der Politik deckten, die er im Interesse der Eidgenossenschaft für die richtige erkannt hatte. Wenn er nämlich die Interessen der Allgemeinheit systematisch seiner Habgier und seiner Selbstsucht geopfert hätte, wäre nicht erklärlich, warum er sich im Kampf um die Erhaltung des Friedens förmlich aufgerieben und seine Gesundheit aufs Spiel gesetzt hat[1]. Er diente dem französischen König, weil er überzeugt war, dass Habsburg die Eidgenossenschaft bedrohte und das französische Bündnis die einzige wirksame Garantie für ihre Unabhängigkeit bot.

Es wird wohl kein Zufall sein, dass Manuel die Vorzüge des französischen Königs nirgends rühmt. Wir vernehmen nicht, was er über Frankreich dachte. Sein Hass gegen Österreich hingegen und das Bild, das er sich von den habsburgischen Herrschern machte, hinterlässt in den Quellen deutliche Spuren[2]. Aus einem Brief vom September 1529, in welchem er seine Herren über den Vormarsch der Türken in Ungarn orientiert, geht hervor, dass dieses Bild seit den Tagen der ersten Fastnachtsspiele im wesentlichen unverändert geblieben ist[3]. Er gibt in diesem Brief die Meldung, die Ungaren zögen die türkische Herrschaft dem österreichischen Regiment vor, so sehr seien sie von Ferdinand gedrückt und geschunden worden, kommentarlos weiter. Manuel verliert kein Wort des Bedauerns

[1] Vgl. oben Seite 59 ff. [2] Vgl. oben Seite 93 f.

[3] *UP 65* Nr. 168; Faksimilewiedergabe in BEERLI, 304. Der Brief ist undatiert. Als terminus post quem kann der Fall von Ofen (Buda) am 9. September 1529 dienen; vgl. dazu BEERLI, 306, Anmerkung 2. Es ist vom bevorstehenden Einfall der Türken in die deutschen Erblande die Rede. Die Belagerung Wiens begann am 21. September und dauerte bis zum 23. Oktober 1529; vgl. dazu KESSLER, Sabbata, 327, Zeile 26 f., und 328, Zeile 39. Der Brief gibt also Rechenschaft über die Situation zwischen dem 9. und 23. September. Manuel verdankt die Nachricht dem Bürgermeister Vadian von St. Gallen. Er hat ihn an den Tagsatzungen in Baden vom 6.–12. und vom 22.–25. September getroffen (EA *IV 1b* Nrn. 180 und 192). Er hat den Brief also sehr wahrscheinlich zwischen dem 22. und 25. September 1529 geschrieben.

und der Empörung über die Einstellung der Ungaren, obschon er im genannten Brief mit seiner persönlichen Meinung nicht zurückhält. Die Einstellung scheint ihm selbstverständlich; sie bestätigt seine eigene Ansicht. Nachdem er von den Bedrängnissen der Ungaren und dem bevorstehenden türkischen Angriff auf Wien gesprochen hat, klagt er Gott, dass der Kaiser gerade jetzt mit grosser Macht und viel Kosten nach Rom ziehen müsse, damit ihm der Papst mit seinen stinkenden Füssen einen goldenen Dreifuss auf das Haupt setze.

Mehr denn je verübelte Manuel dem Kaiser, dass er sich vom Papst ins Schlepptau nehmen liess und sich ihm freiwillig unterwarf. Wie 1523 warf er ihm vor, die Christenheit verraten zu haben, indem er im Augenblick grösster Bedrohung das Heer zur Mehrung seiner Macht und seines Ansehens einsetze, statt gegen die Türken zu ziehen.

Manuels Verachtung für den Kaiser und den Papst hatte seither eher noch zugenommen. Seine Darstellung des Krönungsaktes ist eine fast wörtliche Wiederholung zweier Verse aus dem Spiel «Vom Papst und seiner Priesterschaft» und aus «Barbali»[1]. Die Abweichungen sind aufschlussreich. Aus den Füssen des Papstes sind stinkende Füsse und aus der Kaiserkrone ist ein goldener Dreifuss geworden.

Der Kaiser und sein Bruder verhielten sich, wie dies in Manuels Augen für die Fürsten allgemein bezeichnend war. Sie waren hoffärtig und prunksüchtig. Sie verwendeten das Heer und die öffentlichen Gelder für persönliche Zwecke. Sie sorgten nicht für ihre Untertanen. Diese waren für sie da. Sie drückten sie und beuteten sie aus.

Das Bild, das sich Manuel vom Feind machte, trug Züge, die den veränderten Umständen nicht mehr entsprachen. Der Hass gegen die deutschen Landsknechte lebte in ihm unvermindert weiter, obschon die alte Rivalität zwischen den deutschen und schweizerischen Söldnern bereits der Vergangenheit angehörte[2]. Die Spanier beherrschten jetzt die europäischen Schlachtfelder. Davon merkt man in Manuels Werk gar nichts. Die Gefahr kam für ihn von Österreich, von Wien. In Karl V. sah er den Kaiser. Dass er auch der Herr des unermesslichen spanischen Weltreiches war, dem die Zukunft gehörte, scheint er nicht erfasst zu haben.

[1] Vgl. oben Seite 93. [2] Vgl. MANDACH, Tafel 118 f.

Die Berner jener Tage hatten allen Grund, Habsburg zu fürchten. Die Macht Karls V. war seit 1523 noch grösser geworden. Er war der geschworene Feind des neuen Glaubens, und es hiess, wenn er gegen die Ketzer vorgehe, werde er zuerst die reformierten Städte unterwerfen. Bern grollte er ganz besonders, da es trotz seines Verbotes die Disputation durchgeführt hatte. Manuels Haltung war also von der politischen Situation aus gesehen durchaus berechtigt. Valerius Anshelm, Peter Cyro und ihre Gesinnungsgenossen aber sahen in der Abschaffung der Pensionen und in der raschen Ausbreitung der Reformation das vordringlichste Gebot der Stunde. Sie waren deshalb bereit, das französische Bündnis zu opfern. Wie erklärt sich dieser Unterschied der Haltung? Manuel erkannte die Schäden, die das fremde Geld anstellte, und wusste auch, dass der französische Einfluss ein Haupthindernis für den raschen Fortgang der Reformation darstellte. Er wünschte den Sieg des neuen Glaubens ebenso sehnlich wie Anshelm und Cyro. Er konnte es aber gelassener nehmen als sie, weil er glaubte, dass auch die Intrigen des französischen Gesandten und der Widerstand der Pensionenherren den Sieg des Evangeliums auf die Dauer nicht hindern könnten. Andererseits sah er die Grösse der Gefahr, welche Habsburg für die Eidgenossenschaft darstellte, klarer als die andern. Man stösst in seinem künstlerischen Werk und in seiner politischen Tätigkeit immer wieder auf ein ausgeprägtes Gefühl der Bedrohtheit der Existenz und der menschlichen Ordnung. Diese psychologische Tatsache wirkte sich auch auf seine aussenpolitische Haltung aus. Die Zürcher Rede legt davon Zeugnis ab[1].

Manuels Hass beruhte auf der Einsicht in die furchtbare Bedrohung, die Habsburg für die Eidgenossenschaft darstellte. Er war die Antwort einer leidenschaftlichen Natur auf diese Bedrohung. In ihm klang deutlich erkennbar der alte Groll des ehemaligen Söldners über den Gegner seines Brotherrn nach.

Die Gefahr lässt uns kühl, wenn das Bedrohte uns nichts bedeutet. Wir bekommen es erst mit der Angst zu tun, wenn ein wirklicher Verlust droht. Wir müssen deshalb annehmen, dass Manuel an der Unabhängigkeit und Existenz der Eidgenossenschaft besonders gelegen war. OCHSENBEIN

[1] Vgl. oben Seite 69, 73, 76, 96, 248 und 254 f.

meint, glühende Vaterlandsliebe habe ihn erfüllt[1]. Wie verhält es sich damit?

Wir müssen unterscheiden zwischen Patriotismus und Nationalbewusstsein. H. VON GREYERZ formuliert das Verhältnis folgendermassen: «Zum Patriotismus verhält sich das Nationalbewusstsein wie Geschichte zu Natur und Heimat. Die Hauptwerte des Patriotismus heissen Besitz und vertrauter Raum, während das Nationalbewusstsein sich am gemeinsamen Handeln, an der Tat oder am Erleiden in der Zeit befeuert»[2].

Natur und Landschaft haben keinen Platz in Manuels dichterischem Werk. Der Maler aber gestaltet zahlreiche Landschaften voll Zauber und traumhafter Schönheit. Vor allem haben es ihm die Berge und die Gestade des Thuner- und Bielersees angetan. Es handelt sich aber nicht um eine getreue Wiedergabe bestimmter Landschaftsausschnitte. Manuel malte keine Veduten. Er verarbeitete und verdichtete die Eindrücke, die er in seiner engern Heimat empfangen hatte, zu Bildern von typischen voralpinen Seenlandschaften. Er war der erste, der sie in dieser typisierten Form in die Malerei einführte. Er steht damit am Anfang einer ikonographischen Tradition. Die Bilder offenbaren Manuels tiefe Naturverbundenheit und seine Vorliebe für einen bestimmten Landschaftstyp. Es würde aber zu weit führen, darin auch einen Ausdruck besonderer Liebe zu seiner Heimat zu sehen[3].

Manuel betonte immer wieder das Solidaritätsprinzip. Er war empört, als die Solothurner und Freiburger die konfessionellen Bindungen über die klar formulierten Bündnisverpflichtungen stellten. Angesichts der äusseren Gefahr appellierte er dringend an die eidgenössische Solidarität und suchte, den Gegensatz zwischen Zürich und den katholischen Orten zu überwinden. Ein starkes bündisches Solidaritätsgefühl macht aber noch kein Nationalbewusstsein aus. H. VON GREYERZ stellt fest, dass dieses noch ein besonders stark unterbautes Bewusstsein geschichtlicher Verbundenheit voraussetzt[4].

[1] OCHSENBEIN, Venner Manuel von Bern, 51.
[2] VON GREYERZ, Nation und Geschichte im bernischen Denken, 10.
[3] Freundliche Auskunft von Herrn Dr. A. Roth, Burgdorf.
[4] VON GREYERZ, op. cit., 10 f.

Durchgeht man die Werke Manuels, so fällt einem bald auf, dass sein Denken und Fühlen der historischen Dimension völlig entbehrt. Manuel mangelte es vielleicht nicht an historischen Kenntnissen. Den «Twingherrenstreit» seines Grossvaters Thüring Fricker und Elogius Kyburgers Chronik mag er gelesen haben[1]. Diese Kenntnisse wurden aber nicht zum lebendigen, persönlichen Besitz; sie verdichteten sich nicht zum historischen Bewusstsein. Wenigstens sucht man vergeblich nach einem Niederschlag eines solchen in Korrespondenz und Werk. Der Maler schöpfte Motive aus Heiligenlegenden und aus dem griechischen Mythos. Die Taten der Väter und die Ereignisse der vaterländischen Geschichte inspirierten ihn nie. Wo er eidgenössische Krieger verherrlichte und sie den deutschen Landsknechten gegenüberstellte, wie im Bicocca-Lied, vermisst man jedwelche Bezugnahme auf Kraft und Tapferkeit der Ahnen. Manuels Söldnergestalten leben aus dem Bewusstsein eigener Kraft und selbst vollbrachter Heldentaten. Den Vorfahren sind sie nicht verpflichtet. Einzig der Söldnerführer, welcher sich im Spiel «Vom Papst und seiner Priesterschaft» Seiner Heiligkeit vorstellt und seine Leute anpreist, rühmt den Heldenmut der Ahnen. Sie hätten vor Zeiten schon, so weiss er zu berichten, Rom vor den Türken gerettet. Man weiss nicht so recht, ob Manuel ihn als Prahler hinstellen und sich über ihn lustig machen will[2]. Manuel spielt etwa auf Ereignisse der unmittelbaren Vergangenheit an: auf Samsons Ablasskram oder die Wunder von Siebeneichen. Einer ferneren Vergangenheit aber gedenkt er weder in der Korrespondenz noch im Werk.

Die Gestalten in Manuels Werk sind Vertreter der Stände. Sie verkörpern eine bestimmte menschliche Einstellung oder eine Glaubensrichtung. Einzig die Krieger sind völkisch bestimmt und eingeteilt[3]. Manuel huldigte dem Mythos der Überlegenheit und Unbesieglichkeit der eidgenössischen Söldner. Man vergleiche nur die kraftstrotzenden, von unbändigem Stolz und Selbstbewusstsein getragenen Kriegergestalten[4]. Die fremden Söldner zeichnete er anders. Sie fallen ab gegen die Schweizer.

[1] VETTER, Ein Rufer im Streit, 97, Vers 1625 ff. und Anmerkung.
[2] Ibid., Vers 1620 ff. und Anmerkung.
[3] *Traum*, Vers 218 ff., und *Priesterschaft*, Vers 1388 ff.
[4] Vgl. MANDACH, Tafel 102 und 118; vgl. dazu auch BEERLI, 89 ff.

Im Spiel «Vom Papst und seiner Priesterschaft» bieten deutsche Landsknechte, albanische Reiter, italienische und eidgenössische Reisige dem Papst ihre Dienste an. Die Hauptleute begrüssen ihren neuen Brotherrn und preisen ihre Leute an. Die Haltung des eidgenössischen Anführers hebt sich vorteilhaft ab von der seiner grosssprecherischen und gewissenlosen Standesgenossen[1]. Am deutlichsten wurde Manuel des Unterschiedes zwischen den Eidgenossen und den deutschen Landsknechten inne. Das Bewusstsein des Unterschiedes verschärfte sich hier zu dem des Gegensatzes. Der Eidgenossen Heldenmut, Manneskraft und ritterliche Auffassung kontrastierte mit der Schwäche und Feigheit der Landsknechte, welche sich auch unfairer Mittel bedienten, um den verhassten Feind zu überwinden. Echte und schlichte Art stand gegen lautes und grosssprecherisches Wesen. Manuels Hass gegen die Landsknechte loderte nach Bicocca plötzlich auf. Wenn er auch allmählich abflaute, so blieb die Gegnerschaft in seinem Herzen doch lebendig bis zu seinem Tode[2].

Die Frau trug in Manuels Werk universale Züge. Einzig in seinem «Schreibbüchlein» hat er eine Gruppe von Soldatendirnen im nationalen Kostüm dargestellt und über ihren Köpfen die Namen ihrer Heimat geschrieben (Fransa [sic], Hispania, Italia usw.)[3].

Der Reislauf ist also der Ort, wo Manuel die Unterschiede der Völker kennenlernte. In der lombardischen Ebene, wo die Heere so vieler Nationen zusammentrafen und die schweizerischen Söldner auf die deutschen Landsknechte stiessen, begann sich Manuel der Eigenart und Überlegenheit der Eidgenossen bewusst zu werden. Man darf aber aus diesen Ansätzen nicht auf ein keimendes Nationalbewusstsein schliessen. Die Erfahrungen der Mailänder Feldzüge hätten nur dann dazu führen können, wenn das Bewusstsein der gemeinsam erlebten Vergangenheit vorhanden gewesen wäre. Da die historische Dimension fehlte, führten sie bloss zu einer Bereicherung und Aufgliederung der alten Ständeordnung.

Die Eidgenossenschaft stellte also für Manuel keinen Wert an sich dar. Sie war Mittel zum Zweck. Sie sicherte die Unabhängigkeit und Existenz Berns, und um diese ging es ihm.

[1] *Priesterschaft,* Vers 1388 ff.
[2] Vgl. dazu das Bicocca-Lied und MANDACH, Tafel 118 f.
[3] MANDACH, Tafel 102.

Auch von einem bernischen Nationalbewusstsein kann man bei Manuel nicht sprechen; denn auch hier fehlt die wesentliche Voraussetzung: das Geschichtsbewusstsein. Ob er sich besonders seiner bernischen Heimat verbunden fühlte, lässt sich nicht klar erkennen. Jedenfalls liebte er seine Vaterstadt und diente ihr mit selbstloser Hingabe. Dies geht aus dem Brief des Gesandten aus Kappel hervor, in dem er den Hauptleuten in Bremgarten beteuert, er habe der Stadt Bern stets treu gedient und gedenke es auch weiterhin zu tun[1]. Manuel zeigte auch eine besondere Vorliebe für das Wappentier der Stadt. Er hat den Berner Mutz als Putto häufig in seinen Kompositionen verwendet. Er ist dabei nicht von der heraldischen Darstellung ausgegangen. Er hat die drolligen Tiere mit ihren possierlichen Bewegungen im Bärengraben beobachten können. Er hat den Bärenputto, der später zum Liebling der Glasmaler geworden ist, erfunden[2]. Was Manuel empfand, wenn er mit dem Stadtbanner auszog, lässt uns ein Scheibenriss ahnen. Ein kriegerisch ausgerüstetes und rüstig dahinschreitendes Mädchen trägt ein mächtiges Banner. Bewegt blickt es zu ihm auf und hält das Tuch, welches der Wind ihm um den Kopf zu schlagen droht, mit aufgestrecktem Arm zurück. KOEGLER spricht von einem «patriotisch entflammten Mädchen»[3].

Der Begriff Patriotismus ist hier nicht unangebracht. Man darf ihn aber nicht im eingangs erwähnten, modernen Sinne mit Liebe zur Heimat gleichsetzen. Man muss von der ursprünglichen, antiken Wortbedeutung ausgehen: Liebe zur Vaterstadt und Stolz auf ihre Macht und die politische Ordnung, die sie geschaffen hat.

Bern und mit ihm die anderen Orte der Eidgenossenschaft und die freien Reichsstädte durften nicht untergehen, weil sie allein das republikanische Prinzip verwirklichten. Nur in ihnen fühlten sich die Regenten als Diener des Gemeinwesens. Die Fürsten, und vorab Habsburg, gebärdeten sich als Herren über Land und Leute. Sie waren die natürlichen Feinde der freien Städte und Landsgemeinden und bedrohten ihre Existenz.

[1] Vgl. oben Seite 89.

[2] GANZ, Zwei Schreibbüchlein des Niklaus Manuel Deutsch, 36 f., und Die Malerei der Frührenaissance in der Schweiz, 150; STUMM, Niklaus Manuel als bildender Künstler, 73.

[3] MANDACH, Tafel 93; vgl. dazu KOEGLER, Beschreibendes Verzeichnis der Basler Handzeichnungen des Niklaus Manuel Deutsch, 46.

Es ging also Manuel letztlich um den Kampf zwischen zwei politischen Systemen und zwei Grundhaltungen, von denen die eine gottgewollt war und die andere das Urböse darstellte.

Auch der Vormarsch der Türken im Balkan und im Mittelmeerraum erfüllte Manuel mit grosser Sorge, und zwar, wie es scheint, in stärkerem Masse als die meisten seiner Landsleute[1].

Fragt man, was für ein Bild er sich von den Türken machte und was in seinen Augen im Ringen zwischen Islam und Christentum auf dem Spiele stand, dann ergibt sich eine auffallende Übereinstimmung mit seiner Auffassung vom Gegensatz zwischen Habsburg und den Eidgenossen.

Die Türken und die Heiden bauen auf menschliche Weisheit und wollen ihre eigenen Herren sein. Die Christen hingegen nehmen die Offenbarung Gottes an, leben ganz aus seiner Gnade und stehen in seinem Dienst. Dies und nichts anderes unterscheidet sie in Manuels Augen von den Heiden. Der Wesensunterschied liegt also in der Haltung. Die Christenheit ist nicht die Summe aller Getauften. Dem Begriff liegt auch keine geographische Vorstellung zu Grunde. Manuel kennt keinen von antikem und christlichem Geist geprägten abendländischen Kulturkreis, der von den barbarischen Türken bedroht würde. Die Christenheit ist ein Stand mit seiner spezifischen Einstellung. Die Türken bedrohen diesen Stand und diese Grundhaltung.

Hier tun sich grosse Zusammenhänge auf. Christliche und republikanische Haltung waren in Manuels Augen im Grunde dasselbe. Es galt, sie um jeden Preis zu retten und zu erhalten. Die Eidgenossen und die Ordensritter bekämpften jeder an seinem Ort den gleichen Feind: die Selbstherrlichkeit des Kaisers und des türkischen Sultans.

Die Haltung, welche Manuel der Bedrohung von aussen gegenüber einnahm, war in allen Fällen die gleiche. Er mahnte Zwingli zur Mässigung und suchte den Ausgleich mit den katholischen Orten, um den Krieg zu verhüten. Er versprach aber den Zürchern Berns Beistand für den Fall, dass sie angegriffen würden, und, als die Unterwaldner in bernisches Territorium einbrachen, legte er mehr Entschlossenheit an

[1] Zu dem und zum Folgenden vgl. oben Seite 95 ff.

den Tag als seine Herren. Vor allem aber förderte er den Aufbau eines geeinten evangelischen Blocks, in dem er die beste Gewähr für die Erhaltung des neuen Glaubens und die wichtigste Voraussetzung für dessen rasche Ausbreitung sah. Nach seiner Auffassung galt es, um jeden Preis einen Konflikt mit dem Kaiser zu vermeiden. Er warnte vor allen Massnahmen, die Karl V. hätten provozieren können; sogar von militärischen Vorbereitungen riet er ab. Den Gedanken der Zürcher, einem eventuellen Angriff von seiten des Kaisers durch rasches Handeln zuvorzukommen, wies er entrüstet zurück; an seiner Entschlossenheit, sein Land im Notfall auch gegen dessen Übermacht zu verteidigen, kann aber kein Zweifel bestehen. Den wirksamsten Schutz von Habsburg sah er in der Einigkeit der Eidgenossen und im Bündnis mit Frankreich. Er verherrlichte den heldenhaften Kampf der Johanniter auf Rhodos und mahnte die Fürsten, vorab den Kaiser, an ihre Pflicht, die Christenheit gegen die Türken zu verteidigen. Sie sollten ihre ständigen Machtkämpfe, welche das Abendland entscheidend geschwächt und die Erfolge der Ungläubigen ermöglicht hatten, einstellen und mit vereinten Macht gegen den gemeinsamen Feind ziehen.

Er begann seine reformatorische Wirksamkeit mit einem leidenschaftlichen Appell zur Solidarität zwischen den christlichen Fürsten, und kurz vor seinem Tode ermahnte er angesichts der äussern Gefahr die Eidgenossen ernst und eindringlich zur Einigkeit. Dies mag sich zufällig so ergeben haben. Die Tatsache ist aber für ihn äusserst bezeichnend[1].

Wie konnte es Manuel angesichts der von ihm so scharf empfundenen doppelten Bedrohung – durch Habsburg und durch die Türken – und der so klar erkannten Notwendigkeit einer Vereinigung aller Abwehrkräfte verantworten, sich in den Glaubenskampf einzuschalten und damit seinerseits zur Entzweiung der Eidgenossen und der Christen beizutragen?

Er sah keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem türkischen Sultan und dem Papst in Rom. Sie verkörperten in seinen Augen beide die antichristliche Macht. Das Christentum war von innen ebenso bedroht wie von aussen. Barbali behauptet sogar, die Zertrümmerung der päpstlichen Herrschaft wäre der Beginn eines erfolgversprechenden

[1] Vgl. oben Seite 95 und 294 ff.

Kampfes gegen die Türken[1]. Sie spricht damit genau die Auffassung Luthers aus. Dieser sah nämlich in den Türken eine Zuchtrute, mit der Gott die Christen für ihren Abfall bestrafen wollte. Das wirksamste Mittel, das drohende Unheil abzuwenden, bestand deshalb seiner Meinung nach darin, die Ungehorsamen zu Christus und seinem Wort zurückzuführen[3]. Dass dieser Gedankengang auch hinter Barbalis Behauptung steckt, zeigt die Rede Gottes im «Traum». Der Herr verkündet dort den unter der Tyrannei des Papstes leidenden Christen, dieser sei ihnen zur Strafe in die Welt gesetzt worden, weil sie vom Evangelium abgewichen seien. Nun war es gerade der Papst und seine Priester, welche sie nach Manuels Meinung zum Abfall verleitet hatten. Er gab denn auch den Geistlichen die Hauptschuld am Unglück, das über die Ungaren hereingebrochen war und der ganzen Christenheit drohte. Im Brief vom August 1529, in welchem er seinen Herren erstmals Neuigkeiten aus Ungarn mitteilt, schliesst er den traurigen Bericht über den baldigen Untergang des Magyarenreiches und den bevorstehenden Angriff der Türken auf Wien mit den Worten: «Dasz si got klagt! Der gebsz den pletingenn zů erkennen die schuld dran dragend, und man vast wol weist»[3]. Pletinger war ein Spottname für die katholische Geistlichkeit[4].

Im Falle Habsburgs lagen die Dinge freilich anders. Manuel war sich bewusst, dass die Glaubenserneuerung und die sich daraus ergebende Krise in der Eidgenossenschaft die Gefahr eines Konfliktes mit dem Kaiser erhöhte. Diese Erkenntnis ist denn auch weitgehend für seine friedliche und versöhnliche Politik verantwortlich. Im übrigen glaubte er, dass die konfessionelle Auseinandersetzung in der Eidgenossenschaft nur kurze Zeit dauern und der Sieg der Reformation die Eintracht zwischen den Orten bald wieder herstellen würde. Hoffte er etwa, der

[1] Vgl. oben Seite 97 ff.

[2] PFISTER, Reformation, Türken und Islam, 347 ff. und 373 f.

[3] ZINSLI, Düstere Botschaft aus Ungarn, 643. Das Original befindet sich in der Burgerbibliothek Bern (Mss. h.h. XLVI (Archiv von Rodt)). ZINSLI hat den Brief ediert und kommentiert. Was das Datum betrifft (August 1529) vgl., ZINSLI, op. cit., 644. Eine genauere Datierung ist kaum möglich, da die geschilderten Ereignisse den geschichtlichen Tatsachen zum grossen Teil nicht entsprechen, vgl. dazu ZINSLI, op. cit. Anmerkung 8.

[4] GRIMM, Deutsches Wörterbuch *VII*, Kolonne 1913 f.; pletting(er) = plätting(er), platting = plattling.

neue Glaube könnte den Hochmut der Fürsten überwinden und damit vielleicht eines Tages auch die Politik des Kaisers verändern? Das Misstrauen, das Manuel den protestantischen Fürsten entgegenbrachte – ein Bündnis mit dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Württemberg lehnte er ab –, lässt uns vermuten, dass er sich in dieser Hinsicht keinen grossen Illusionen hingab. Er rechnete offenbar mit der Macht der Verhältnisse, welche die Mentalität auch der ursprünglich gutgesinnten Fürsten allmählich verdarben.